

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 31 (1941)

Heft: 29

Artikel: Der Stärkere

Autor: Bula, Werner

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645425>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wasserversorgung einer Hochgebirgsiedlung

Es handelt sich diesmal nicht um die „heiligen Wasser“ des Wallis, sondern um die Versorgung einer Wohngemeinschaft am nördlichen Alpenrand mit diesem unentbehrlichen Nach. Die wenigsten Passagiere der Jungfraubahn, welche die Siedlungen von **Eigergletscher** und **Jungfraujoch** sehen und den Komfort auf 2323 und 3457 bis 3512 m genießen, werden sich die Frage stellen, wie und woher das viele Wasser beschafft wird, das täglich für den Bedarf der Bewohner, der Hotels, der wissenschaftlichen Stationen und des Bahnbetriebes notwendig ist.

Quellen gibt es weder in der Nähe der Station Eigergletscher noch viel weniger am Jungfraujoch. Die Versorgung mit Wasser war denn auch tatsächlich **eines der schwersten Probleme**, welche die Leitung der Bahn vom ersten Tag des Baues an zu lösen hatte.

Viele Jahre lang erfolgte die mühsame Wasserversorgung durch **elektrisches Schmelzen von Schnee**. Solcher ist ja in reicher Menge vorhanden, auch im Sommer, und elektrische Kraft besitzt die Bahn selber. Welche großen Mengen Schnee herangeführt werden mußten, und wie groß der Stromverbrauch war, kann man sich leicht vorstellen, wenn man weiß, daß 14 Liter Schnee einen Liter Wasser ergeben.

Später ging man dazu über, **natürliches Schmelzwasser** zu sammeln und an die Gebrauchstellen zu leiten. Das Wasser für die Station Eigergletscher wurde an der Nordseite des Rotstocks an einer vom Tunnel aus leicht zugänglichen Stelle gesucht. Sobald aber Kälte eintrat, stockte der Wasserzufluß. Daß man die Wasseraufzehrung an die der Sonne und Wärme länger zugewandte **Westflanke des Eigers**, südlich vom großen Rotstock. Durch Felsprengungen entstand ein **kleines Bassin**, in welches ein Gletscherbach sein Wasser schleudert. Von dort floß es in einem ausgesprengten Felskanal in ein Eisenfaß, wo es durch verschiedene Lagen Sand und Kies gefiltert wird. Wer von der Station Eigergletscher aus den Eiger auf der gewöhnlichen Route besteigt (nicht durch die Nordwand!), kommt an dieser einfachen Wasseraufzehrung vorbei. Direkt über den Häusern der Station mündete vom Eisenfaß her eine Leitung in ein zweites Filter- und Sammelbecken aus Holz, von dem aus das Wasser in die Häuser verteilt wurde. Aber auch bei dieser verbesserten Wasserversorgung blieb oft, auch im Sommer, bei niedriger Temperatur das Wasser aus. Dann

mußten vorher noch alle verfügbaren Kessel, Bottiche, Geschirre usw. gefüllt werden, um einen kleinen Vorrat zur Hand zu haben. Die elektrischen Schmelzvorrichtungen, vor allem für die Küche, waren wohlweislich nicht entfernt worden und mußten oft wieder in Betrieb gesetzt werden, besonders im Winter, wenn der Zufluß vom Eiger lange Zeit unterblieb.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete im Jahre 1929 die Errichtung von **zwei großen Reservoirs** zu je 300 m³ Inhalt auf der Felsrippe über der Ansiedlung, am Fuße des kleinen Rotstocks. Rings um die Kammern verläuft ein Gang, dessen Luft elektrisch geheizt wird, um das Gefrieren des Wassers zu verhindern. Dank diesen Reservoirs kann der Vorrat an Schmelzwasser stets so groß gehalten werden, daß keine Unterbrüche, bei einiger Sparsamkeit auch nicht im Winter, zu befürchten sind.

1938 sind die Bemühungen zur weiteren Verbesserung der Wasserversorgung vorläufig abgeschlossen worden durch den **Zusammenschluß** der Anlagen der Station Eigergletscher, der Station Scheidegg der Wengernalpbahn und der Scheidegg-Hotels. Durch eine **Pumpstation** kann das **Quellwasser** der Scheidegg, das vom Lauberhorn und Tschuggen kommt, in die Reservoirs am Eigergletscher gefördert werden, und umgekehrt kann die Wasserversorgung von Eigergletscher den Häusern auf der Scheidegg **Schmelzwasser** liefern. Mit dieser Kupplung beider Wasserversorgungen hat auch die bisher begreiflicherweise sehr mangelhaft gewesene Feuerbekämpfung eine befriedigende Lösung gefunden.

Die Versorgung der Station Jungfraujoch mit Wasser geht zum Teil auf ganz andere Weise vor sich. Neben der Gewinnung von natürlichem Schmelzwasser ist der Transport von Quellwasser im **Tankwagen** von der Scheidegg getreten. Am Ende der Tunnelstation Jungfraujoch befindet sich ein Reservoir, in welches das Wasser geleitet wird. Von dort aus erfolgt die Verteilung an alle Verbrauchsstellen der weitverzweigten Anlage. Seit kurzer Zeit besitzt die Hochalpine Forschungsstation Jungfraujoch ein eigenes Reservoir im Felsen zur Rechten des Einganges, wo sie das für den eigenen Bedarf nötige Wasser, Schmelzwasser und Quellwasser von der Scheidegg, anstammt. Wer an diesem Beispiel sieht, auf welche Weise die Annehmlichkeiten des Lebens auf 3500 Meter Meereshöhe errungen werden müssen, wird sie umso höher schätzen.

Dr. J. W.

Der Stärkere

Von Werner Bula

Vom hablichen Iffisau steigt das Sträßchen in einem guten halben Dutzend Windungen und Spitzkehren durch den dicht bestandenen Tannenwald hinauf zum Landstuhl. Hier legt es sich der Länge nach hin, als wäre es ganz erschöpft und totmüde von der überstandenen Steigung. Er ist aber auch ein Ort wie zum Ausruhen gemacht, dieser Landstuhl. Auf sanft ansteigender Berglehne liegen hier links und rechts dem Sträßchen entlang ein volles Dutzend der währhaftesten Bauernhäuser. Am Hause an der Sträßengabelung steht oben an der blaugeföhnten Fassade ein Bär mit feuerroter Zunge und lädt Durchreisende und vorab an Sonntagen die Bauern vom Landstuhl und seiner Umgebung zu Trunk und Kartenspiel ein. Weiter dorfaufwärts reicht das kleine Kirchlein sein braunes Holztürmchen aus den mächtigen Baumkronen und hält Umschau über die runden Kuppen der engen Heimat und bei gutem Wetter gar bis hinauf zu den ewigen Schneeriesen.

Für Sport und das Vereinswesen hatte man hier oben nie viel Zeit übrig gehabt; einzig im Frühling, bevor die Sonne neues Leben aus den Matten trieb, und im Herbst, wenn Wiesen und Felder geräumt waren, da erscholl der Hornusser Schlachtruf: „Da-da-hingerius-höch-höch-heit nee!“ Denn von jeher entstande der Landstuhl gefürchtete Schläger an die Feste. Nicht daß man für die Schwangerei hierzulande kein Interesse gehabt hätte. Im Gegenteil. Nur zu oft noch erzählte man sich an langen Winterabenden von einstigen hartnäckigen Zweikämpfen aus unserm alten Nationalspiel. Doch, nun auf einmal, ehe man sich dessen kaum bewußt war, hatte das Schwingen auch droben auf dem Landstuhl Fuß gefaßt. Mit dem gwirbigen Gammeter Chrigeli, der drunten beim Jakob Wyh als Karrer das Fuhrwerken besorgte, war es heraufgefommen. Der verstand es, die Jungen vom Landstuhl für seine Schwungkünste zu begeistern. Und bis er sie für „würdig“ fand, auch nur

an einem Pintenschwinget mitmachen zu dürfen, wurde oft an warmen Sommerabenden in der Hoffstatt geübt bis in alle Nacht hinein. Von seinen gelehrigsten Schülern waren des Meisters Jakob Wyß einziger Sohn, der junge Jakob Wyß und des Nachbarbauers Franz Burflüh, die die Ehre hatten, als erste Schwinger von Namen die vom Landstuhl an den Festen zu vertreten.

Wenn es nie keine Feindschaft gewesen, die zwischen den beiden sich gegenüber liegenden Heimwesen bestanden hatte, so war es noch weniger je einmal eine aufrichtige Freundschaft. Menschen und Häuser waren von verschiedenem Typus. Das Haus zur linken der Straße, des Jakob Wyß, präsentierte sich als stolzer Steinbau neueren Stils. An modernen Einrichtungen fehlte es weder außen noch innen. „Wir haben es, da drinnen“, schien das Ganze dem Beschauer zu sagen. Anders dagegen drüben bei Burflüh. Ihr Haus war ein alter Holzbau geblieben. Bielfarbige Geranien standen an den blitzsauberem Fenstern, und Asperagus und mit tausend Glöcklein behangene Tüchlein grüßten von der geschnittenen Laube. Ein mächtig großes Schindeldach mit weit ausladenden Bordächen lag über dem alt-ehrwürdigen Hause, aus dem bescheidene Hablichkeit strömte.

Raum ein Büchsenhund weiter dorwärts stand das Heimwesen des Hannes Blatter. „Der ist ein Heimlichfeiher, der Hannes“, pflegten Eingeweihte etwa sich zu äußern, „der hat's“. War es da zu verwundern, wenn ab und zu ein Bauer vom Landstuhl sich in Anwesenheit seines Buben berechnend dahin aussprach und vielleicht noch mit dem Holzschlegel winkte: „Dort wo die Rosy einmal anbeißt, des Hannes Blatter einzige Tochter, dort können sie dereinst lachen, die kommt dann nicht mit leeren Händen. Wer sich dort einst einzunisten versteht, dem kann man fürwahr nachreden, daß ihm das Holztütschi auf der Einfahrt gekalbert hat.“ Doch die Jungen vom Landstuhl waren schon so weit, daß sie das alles auch selbst erfaßt hatten; denn die Rosy hatte plötzlich, kaum ein Jährlein nach der Konfirmation, den „Knopf aufgetan“, so daß manch einer beim Gedanken an ihre Erscheinung fast des Hannes Blatter Haus und Matten vergessen hätte.

„Am besten mache sich des Hannes Heimet zu dem unsrigen geschlagen“, sagte Jakob Wyß zu seiner Frau, in der festen Überzeugung, daß seine Ehegepanin den Faden schon weiterspinnen werde. Es war ihm indessen schon lange ein Dorn im Auge, daß des Blatters Hausmatte seit erdenkliechen Zeiten so handgreiflich nahe an seine stolze Liegenschaft heranstieß. „Man braucht ja nur zu wollen“, schloß Vater Wyß seine Anregungen, „dann haben alle andern das Nachsehen.“ So war es wohl auch. Sein flotter, schmucker Sohn hätte sich als Freier umsehen mögen, wo es auch gewesen wäre, kaum hätte man ihm die Türe gewiesen. Aber er war ja seiner Sache sicher. Preßfieren tat es ihm nicht, nein. „Ich will mein junges, sorgloses Leben genießen; was will ich mich jetzt schon an eine hängen. Es gibt ja so viele hierzulande, die sich rühmen dürfen, liebe und flotte Töchter zu eignen zu haben. Die warten schon auf mich, da bin ich gut dafür; die werden sich erst entscheiden, wenn erst der junge Jakob Wyß ausgelesen hat. Und wenn es gerade die Rosy Blatter ist.“ In seiner trostvollen Überzeugung gestand er sich nicht einmal, daß ihm aber auch des Blatters Tochter am besten gefiel. Er schäkerte gerne mit ihr, redete gelegentlich von andern Mädchen in ihrer Gegenwart und wiedete sich an der gefühlssicherer Tatfache, daß auch das Mädchen ihm gut gefielen war. Aber er wollte sie „zappeln“ lassen.

Anders dagegen war es drüben mit Franz Burflüh bestellt. Von ganzem reinen Herzen war er der Rosy Blatter zugetan. „Wenn sie nur nicht Einzigkind vermöglicher Eltern wäre“, ängstigte er sich bisweilen. „Ich würde mich nicht lange besinnen. Schufsten und schinden wollte ich für sie meiner Lebtag lang, wenn sie als armes Mädchen mein würde. Oh, dürfte ich sagen,

dß ihr Gutsein mir gegenüber nicht nur angeborene Freundschaft ist. Ich könnte nicht glücklicher sein.“

Es war denen vom Landstuhl schon längst kein Geheimnis mehr, daß des Blatters Tochter einmal Frau Wyß oder aber Frau Burflüh heißen werde. Doch etwas Genaueres wußte man ebensowenig wie die drei jungen Leute selbst. Es war an einem schönen Mai sonntag. Droben im „Bären“ spielte die Ländermusik zum Tanze auf. Die Jungmannschaft vom Landstuhl war vollzählig anwesend. Man wollte es noch profitieren mit dem Lustigsein, bald würden ja die Werchen anfangen, und dann bleibt für das Tanzen nicht mehr viel Zeit übrig. Da, war es gesucht oder der reine Zufall? Wie sich die Rosy Blatter nach dem Platznehmen im Bärensaal umsah, saß sie zwischen dem jungen Wyß und Burflühs Franz. Abwechselnd tanzte das begehrte Mädchen mit diesem und jenem. Immer noch fühlte sich Jakob Wyß seiner Sache sicher, und er fand es darum nicht für notwendig, durch spezielle Aufmerksamkeit die Gunst seiner Tischnachbarin zu festigen. Anders dachte Franz. Er blieb bescheiden wie zuvor. Er überlegte, daß wenn sein höchstes Ziel, die Rosy für sich zu gewinnen, nicht erreichbar sei, er nachher wenigstens den Schmerz für sich tragen und nicht noch unter der Schadenfreude leiden wolle. Es ging gegen die elfte Stunde. Da trappete der Maurer Kaspar weinschweren Schrittes an den Tisch heran. Ob nüchtern oder angetrunken, ein böses Maul redete man ihm immer nach. Er kam immer mit „der Türe in die Stube“.

„Hä-hä“, begann der Kaspar, „daß du es mit denen da hast, mit dem Jakob und dem Franz, weiß man schon lange, Rosy. Aber welcher ist nun jetzt eigentlich der Richtige, der links oder rechts; welcher gilt für ernst von den beiden Schwingern da?“

„Der Stärkere“, entfuhr es dem Mädchen, und es läßt zum Scherz auf. Doch dieses Lachen klang nicht hell, es hatte den Ton eines gesprungenen Glöckleins. Das Blut schoß dem Mädchen ins Gesicht. Es wurde ihm auf einmal himmelangst zwischen den beiden. Es war ihm, als müßte einmal aus dem als Scherzwort hingeworfenen „der Stärkere“ etwas Wahres Furchtbare entstehen. Aber auch die Ruhe der beiden Freien war dahin. Das Mädchen entfernte sich unter einem Vorwande, suchte drunter in der Gaststube seinen Vater auf und ging mit diesem heim.

Alles was errungen werden muß, erscheint dem Menschen wertvoller. So sah es von da weg auch im jungen Jakob Wyß aus. „Wenn meines Vaters Geld und Hof nicht reichen für die Rosy, dann werde ich dafür zu sorgen wissen, daß ich, der Sohn, gleichwohl der „Stärkere“ sein werde. Und das wollte er dem Mädchen, den Landstuhlern und zuletzt auch dem Franz Burflüh beweisen. Nichts kam ihm dabei besser zu statten, als daß er ja Schwinger war. Keine Woche verging von nun an, ohne daß er weit drunter in Unteremmen an der Schwungübung anzutreffen war. Mitten in den größten Werchen, ob die größten Tüder zum Abladen in der Scheune standen, oder ob ein Hudelwetter durch das Land strich, machte sich Jakob Wyß von zu Hause fort.

„Er wird gut, der Wyß ab dem Landstuhl“, hieß es bald an Übungen und Festen, „der hat sich gemacht.“ Wo irgendwo im Lande ein Festort zum schwingerischen Kampfe einlud, vergaß Wyß seine Anmeldung nie. Der Verband ordnete ihn an auswärtige Feste ab, und als er gar einmal franzgeschmückt in seine engere Heimat zurückkehrte, sah man ihn droben auf dem Landstuhl erst am folgenden Dienstag wieder. Er hatte denen drunter in Ilfisau seine Kraft gezeigt; im „Telf“ hatte er zu vorgerückter Nachtfunde die Gaststube „geräumt“. Man sprach von ihm, dem Schwinger Jakob Wyß. Das war es, was ihm zusagte. Den eigenen Verband mißachtend, zog er darauf gar an Schwungfeste anderer Gauen, und er versuchte mitzumachen, wo er gar nicht gerufen und genehm war.

„Er ist ein Kranzjäger“, entfiel es ab und zu stillen Be-

hachtern zu Hause auf dem Landstuhl. Jakob Wyß war unvergessens zum Schwinger geworden, mit dem unser altes Nationalspiel nichts mehr zu tun hatte. Statt ein Spiel zur Erbauung und Erholung, zur Stärkung an Leib und Geist, ward es ihm nur mehr zum Selbstzweck, zum Jagen nach Erfolg.

Wiederum anders war Franz Burflüh. Wenn Zeit und Wetter es ihm erlaubten, stieg er hinab zu seinen Kameraden nach Iffisau und übte sich im Schwingen, wie es eben von jeher gang und gäbe war. Hartnäckig ging es oft schon an Übungen zu, doch Neid und Argwohn oder leidenschaftliche Rivalität kannte man nie. Und wenn sie zusammen auszogen, die vom Landstuhl und Iffisau, an ein Fest, so war es ein frohes Gehen und noch mehr ein froheres Heimkehren. Sie liedeten und juzten, freuten sich an den errungenen Preisen, wußten Erfolgreichere zu loben und alle hatten guten Will. Jakob Wyß aber sah man unter ihnen nie.

Das war ein Sichfreuen und ein Gerede drunter in Iffisau, als die Kunde eintraf, man habe ihnen das Verbands-Schwingfest übertragen. Fieberhaft rüstete man draufhin. Auch den Hintersten und Kleinsten nahm es mit in den Trubel der Organisation und die Vorbereitungen hinein. Man lebte einem großen Tag entgegen. Und mit dem Anbrechen dieses großen Tages war auch der längst ausgedachte Plan des Schwingers Jakob Wyß vom Landstuhl ausgereift. Es sollte sein Tag sein. hier wollte er zeigen und beweisen das Gegenteil vom Propheten im eigenen Lande, der nichts gilt. Konnte solches besser verwirklicht werden als hier, an diesem Tag? Das war der Tag, an dem er denen vom Landstuhl, dem Maurer Kaspar, der schönen Rosy Blatter und dem Franz Burflüh zeigen wollte, wer der „Stärkere“ war. Er wollte es schon einzufädeln wissen; für eine gute Flasche war der Kampfrichter Fuchs sicher zu haben.

Unter einem prächtigblauen Frühlingshimmel hatte der Festtag seinen Anfang genommen. Mit jeder Stunde nahmen Feierfreude und Kampfeslust der Schwinger zu. Und als es hineinging in den Abend, wo mit zähestter Verbissenheit die Schlukämpfe ausgefochten wurden, wo es um Ehre und Rang ging und die ohrenbetäubenden Bravorufe über den Platz brachen, da kam auch der Augenblick für Jakob Wyß.

„Franz Burflüh und Jakob Wyß, Landstuhl, i d' Hose!“ erschallte gellend die Stimme des Kampfrichters Hans Fuchs über die Festgemeinde.

„Da stimmt etwas nicht, zwei Schwinger aus der gleichen Ortschaft gehören nicht zusammen“, machte sich der Kampfgerichtspräsident heran.

„Sie haben gleichviel Punkte, die beiden, und sie haben während zwei-drei Jahren nie mehr zusammengegriffen und geübt“, hatte Fuchs gute Ausrede.

„Also“, gab der andere nach, „wenn dem so ist und die beiden Schwinger nichts dagegen haben, dann los!“

Und sie griffen zusammen, die beiden vom Landstuhl. Als wäre es abgemachte Sache gewesen, ruhte auf den übrigen Plätzen die Arbeit. Angriff auf Angriff folgte. Was der eine zog, verstand der andere geschickt oder verbissen zu vereiteln. Und als gar dem Franz Burflüh ein Wurf gelang, bei dem der Gegner haarscharf an einer Niederlage vorbei ging, führte Jakob Wyß seine ungestümen Angriffe nur umso verzweifelter, umso heftiger fort. Lieber alles in der Welt preisgeben: ich muß und will gewinnen! Da, eine kleine Blöße, eine kleine Unachtsamkeit erspähend, riß er Franz Burflüh auf, und mit einem prächtigen Hochschwung schmetterte Wyß seinen Partner donnernd ins Sägmehl.

In die tausendstimmigen Bravosalven hatte sich ein Aufschrei gemischt, wie er den Menschen entchlüpft im Augenblick vor dem unaufhaltshamen Unglück. Dieser Schrei gehörte der Rosy Blatter. Mit verhaltenem Atem war sie dem soeben beendeten Zweikampf gefolgt. Sie wußte nicht wie es gekommen war; mit ihrem ganzen Körper wiegte sie den Bewegungen

nach, die in Angriff oder Verteidigung Franz Burflüh ausgeführt hatte. Ihr ganzes Sinnen und Fühlen war bei ihm, ihr Herz klopfte und hatte sich im Augenblick von Burflühs Niederslage verraten.

Wie mit Blut übergeschossenem Gesicht stand die Rosy da. Sie sah, wie der Sieger Jakob Wyß sich erhob und sich brüstend mit den Augen die Zuschauerreihe absuchte, bis er sie gefunden hatte, wie er sie nun einen Augenblick lang fixierte, des Blatters Tochter, als wollte er sagen: „Haßt jetzt gesehen, wer der Stärkere ist, he? Mir gehört also, du schöne, begehrte Rosy. Heute schon, wenn es mir, dem Jakob Wyß paßt.“

Sie sah aber auch den Besiegten, wie er einen kurzen Moment nach ihr hinübersah. Mit dem Blicke des weidwunden Tieres vor dem Gnadenstoß des Jägers, dem Blick, der nur dem Mädchen galt, der in unendlicher Traurigkeit zu fragen schien: „Hab ich dich nun verloren, ich, der dich wie keinen andern Menschen auf der Welt liebt?“

Auch das Herz des Franz Burflüh hatte gesprochen, die Rosy wußte es. Vor dem Wort „der Stärkere“ bangte ihr. Sie ahnte, daß heute Jakob Wyß sein vermeintliches Recht geltend zu machen versuchen werde. Und auf der andern Seite sprach deutlich pochend ihr Herz für Franz Burflüh. Noch nie hatte die Rosy Blatter in Gedanken die beiden so gegenüber gestellt. „Liebt mich wohl Jakob Wyß auch nur ein wenig?“ fragte sich das Mädchen. „Er, dem Feste. Ruhm. Lustigsein oder Wirtschaftshändel über alles gehen. Hat er sich nicht selber gerühmt, am letzten „Bärzlistag-Abend“ eine und am dritten Jänner eine andere nach Mitternacht „heimgestoßen“ zu haben. Und zu Hause läßt er Haus und Hof im Stich, wenn es ihm paßt und gefällt. Breit getan ist eher als zusammengekrümmt“, sann des Blatters Tochter nach. Doch immer wieder stand vor der Gestalt des Jakob Wyß diejenige Franz Burflühs. „Der ist einer der Stillen im Lande“, wog die Rosy ab. „Als werdig und dienstbereit gilt er zu Hause auf dem Landstuhl. Wo man vor Mahlzeit noch um Gottes Gabe bittet, wie bei ihm daheim, da wohnt auch noch ein guter Geist und findet wahre Liebe Platz. Und überhaupt“, schloß die Rosy ihre Gedanken, „was das Herz spricht, spricht Gott.“

Es war eine Stunde später. Draußen im „Tell“ spielte die Musik zum Tanze auf. Die Rosy saß neben ihrem Vater. Am jenseitigen Ende des Saales saßen die Schwinger, unter ihnen Wyß und Burflüh.

„Damentour“, gelte die weinselige Stimme des Maurer Kaspar in die bunte Schar der Tanzlustigen. Unvermittelt, als wäre es längst abgemachte Sache, erhob sich die Rosy Blatter und holte sich aufrechten und stolzen Ganges den Franz Burflüh zum Tanze, ohne Jakob Wyß eines Blickes zu würdigen. Als gäste dieser Vorzug ihm nur als demütige Entschädigung für seinen mit Wyß verlorenen Gang, zögerte Franz vorerst. Doch als er sich mit dem Mädchen seines Herzens im Kreise drehte und ihm gar ihre Augen alles verrieten, griff er fester zu; als bekäme er Flügel, so ward ihm zu Mute, so jubelte es in ihm.

„Du hast an unserm Tisch noch Platz“, sagte einfach darauf die Rosy Blatter und führte den Tänzer ihrem Vater zu.

Eine glanzvolle Frühlingsnacht war aufgegangen, als die drei sich zur Heimkehr anschickten. Draußen vor dem „Tell“ machte sich Jakob Wyß in einem günstigen Augenblick an die Rosy Blatter heran. Sie war allein. „Denkt nicht mehr an dein Versprechen von damals?“, herrschte der von bösem Wein aufgepeitschte Bursche sie an.

„An was für ein Versprechen?“, wisch das Mädchen sich befinnend aus.

„Dah du den Stärkeren nimmst“, platzte Wyß heraus.

„Den Stärkeren ja, aber im Charakter“, sagte träf die Rosy Blatter, faßte ihren anstammenden Franz unter den Arm und ging mit ihm hinaus in die laue Frühlingsnacht, hinein in eine schöne Zukunft.